

Zur Soziogenese von Normen im Anschluss an George Herbert Mead und Jürgen Habermas

Franz Ofner

Eingegangen: 23. November 2020 / Angenommen: 3. April 2021
© Österreichische Gesellschaft für Soziologie 2022

Zusammenfassung Mit diesem Artikel verfolge ich die Intention, das Potenzial zu erkunden, das in den Ansätzen von Mead und Habermas steckt, die Soziogenese von Normativität zu konzipieren. Mead behandelt die Entwicklung symbolisch vermittelter Kommunikation und die Bildung eines Selbstbewusstseins durch die Internalisierung der normativen Ordnung einer Gesellschaft. Habermas erweitert Meads Ansatz mit einer Konzeption verständigungsorientierter Kommunikation und normengeleiteten Handelns und erklärt die Ausstattung von Normen mit gesellschaftlicher Autorität mit Hilfe der Religionssoziologie Durkheims. Die Analyse der beiden Ansätze zeigt jedoch, dass die beiden Autoren keine soziogenetische Perspektive auf das *Entstehen* von Normativität einnehmen. Mead setzt eine normative Ordnung als gegeben voraus, um die Bildung von Selbstbewusstsein zu erklären. Habermas befasst sich nicht damit, wie verständigungsorientierte Kommunikation in sozialen Prozessen entstanden ist. Nach der kritischen Auseinandersetzung mit den beiden Autoren mache ich einen Vorschlag für eine soziogenetische Konzeption, mit der die gemeinsame Ausbildung von Normen, verständigungsorientierter Rede und selbstbewusster Individuen im Rahmen der Entwicklung kooperativer Aktivitäten beschrieben werden kann.

Schlüsselwörter Soziogenese · Normen · Selbstbewusstsein · Sprechakttheorie · Habermas · Mead

Franz Ofner (✉)
Universität Klagenfurt, Universitätsstraße 65–67, 9020 Klagenfurt am Wörthersee, Österreich
E-Mail: franz.ofner@aau.at

On the sociogenesis of norms following George Herbert Mead and Jürgen Habermas

Abstract My intention with this article is to explore the potential inherent in the approaches of Mead and Habermas to conceptualize the sociogenesis of normativity. Mead deals with the development of symbolically mediated interaction and the formation of self-consciousness through the internalization of the normative order of a society. Habermas extends Mead's approach with a conception of communication oriented to reaching understanding and normatively guided action and explains the social authority of norms with the help of Durkheim's sociology of religion. However, analysis of the two approaches shows that neither author adopts a sociogenetic perspective on the *emergence* of normativity. Mead presupposes the existence of a normative order as given to explain the formation of self-consciousness. Habermas does not address how communication oriented to reaching understanding emerged in social processes. After critically examining the two authors, I propose a sociogenetic conception that can be used to describe the joint formation of norms, speech oriented to reaching understanding, and self-conscious individuals in the context of the development of cooperative activities.

Keywords Sociogenesis · Norms · Self-consciousness · Theory of speech acts · Habermas · Mead

1 Einleitung

In seinem Buch „Soziogenese der Normativität“ setzt sich Heinz-Jürgen Niedenzu mit der Frage der Evolution von Normativität als einem humanspezifischen Modus gesellschaftlicher Handlungssteuerung auseinander (Niedenzu 2012). Das zentrale Problem sieht er dabei in der Frage, wie die Genese humanspezifischer Vergesellschaftung an vormenschliche Vergesellschaftungsprozesse, die auf der Grundlage natürlich gegebener Verhaltensdispositionen stattfinden, angeschlossen werden kann. Die Herausforderung bestehe darin, einerseits die Kontinuität der gattungsgeschichtlichen Entwicklung der Menschheit aus natürlichen Bedingungslagen zu rekonstruieren und andererseits das spezifisch Neue humanspezifischer Vergesellschaftung nicht auf die natürliche Vorgeschichte zu reduzieren. Niedenzu setzt sich mit einer Reihe soziologischer Theorien zur Normativität auseinander und beurteilt sie nach diesem Kriterium von Kontinuität und Bruch.

Was den Begriff von Normativität betrifft, sieht Niedenzu nach der Diskussion mehrerer soziologischer Ansätze zwar Unterschiede in der Ausprägung verschiedener Aspekte von Normen, aber doch bestimmte gemeinsame Merkmale in qualitativer Hinsicht (Niedenzu 2012, S. 20–25). Die Gemeinsamkeit besteht zunächst darin, dass Normen eine sozialintegrative Funktion haben, insofern sie dem Handeln der Individuen eine soziale Verbindlichkeit auferlegen. Die Unterschiede betreffen das Ausmaß der individuellen Interpretierbarkeit von Normen, ihres Zwangscharakters, ihrer Durchsetzbarkeit und des Grads der sozialen Verpflichtung. Im Kern werden Normen demnach als Verhaltenserwartungen verstanden, die die Mitglieder sozialer

Einheiten in bestimmten Situationen aneinander richten: sie haben verpflichtenden Charakter, die Individuen fühlen sich an sie gebunden und ihre Nicht-Einhaltung ist mit Sanktionen belegt.

In meinem Artikel setze ich mich mit den theoretischen Konzeptionen von George Herbert Mead und Jürgen Habermas zur Soziogenese von Normen auseinander und versuche auszuloten, wie sich diese Konzeptionen weiterentwickeln lassen. Fragen der Soziogenese der menschlichen Spezies waren ein Schwerpunkt der sozialphilosophischen Arbeiten Meads. Auch seine Sozialtheorie befindet sich unter den Ansätzen, die Niedenzu behandelt (2012, S. 279–302). Niedenzu arbeitet heraus, dass es Mead zwar um den Anschluss der Genese menschlicher Kultur an natürliche Vorbedingungen geht, dass er aber die Frage der Regelmäßigkeit von Handlungsverknüpfungen funktionalistisch behandelt, nicht nur hinsichtlich des natürlichen artenspezifischen Verhaltensrepertoires, sondern auch der humanen Kooperation, in der soziale Ordnungen einfach durch die Synthese von Interaktionen entstehen würden. Entsprechend dieses Befundes kann man Meads Perspektive auf die Entstehung von Normen als implizit phylogenetisch bezeichnen: Mead fasst zwar das Entstehen gesellschaftlicher Ordnung als einen sozialen Prozess im Rahmen menschlicher Kooperation auf, aber er betrachtet Normen als eine Verlängerung der natürlichen Verhaltensregulation bei Tieren. Geht man wie Niedenzu davon aus, dass Normativität ein spezifisch menschlicher Modus der Steuerung des Zusammenlebens ist und sich wesentlich von tierischen Lebensformen unterscheidet, so ist die Entstehung von Normativität nicht als ein evolutionärer Prozess zu verstehen, sondern als ein kultureller Prozess der Soziogenese.

Jürgen Habermas hat sich bei seiner sprachtheoretischen Grundlegung der Sozialwissenschaften ausführlich mit Meads Kommunikationstheorie auseinandergesetzt (1981b, S. 11–117). Ihn interessieren die Genese der Autorität, die mit sozialen Normen verbunden ist, und der Stellenwert von Sprache für normengeleitetes Handeln, und er möchte zeigen, dass das Motiv der Verständigung in der Sprache angelegt ist. Mead ist für ihn aus mehreren Gründen von Interesse: Seine Handlungstheorie sei auf eine „ideale Kommunikationsgemeinschaft“ angelegt und lasse es daher zu, einen Bezug zur Theorie der verständigungsorientierten Kommunikation herzustellen, und er vermeide eine Dichotomisierung von Individuum und Gesellschaft, indem er individuelles Selbstbewusstsein als Ergebnis sozialer Handlungen und sprachlicher Kommunikation konzipiere (Habermas 1981b, S. 9–12, 1992, S. 214–217).

An der Ausführung der Meadschen Kommunikationstheorie äußert Habermas allerdings drei Kritikpunkte:

- Meads Bedeutungstheorie sprachlicher Kommunikation sei insofern unvollständig, als sie das Zustandekommen von Symbolen, die für eine Kommunikationsgemeinschaft identische Bedeutung haben, nicht konsequent genug behandle (Habermas 1981b, S. 25);
- seine Sprachkonzeption beschränke sich auf Fragen der Koordination sozialer Handlungen und sozialer Integration, vernachlässige jedoch die Frage sprachlicher Verständigungsleistungen und damit die Ausarbeitung jener sprachlichen Strukturen, die für normengeleitetes Handeln erforderlich seien (Habermas 1981b, S. 14 und 40);

- und schließlich weist Habermas darauf hin, dass Mead die Frage des Entstehens von Normen und der Entwicklung von Subjekten, die normenorientiert zu handeln vermögen, nicht aus phylogenetischer, sondern aus ontogenetischer Perspektive behandelt, d. h. als soziale Integration einer heranwachsenden Generation in eine bereits bestehende Normenstruktur (Habermas 1981b, S. 10, 15 und 46). Es bestehe also eine „phylogenetische Lücke“, was das Entstehen von Normativität betrifft.

Die Kritik von Habermas an Mead halte ich für zutreffend, und ohne Zweifel ist sein Konzept normengeleiteten Handelns ein wertvoller Beitrag zur soziologischen Theoriebildung, allerdings gibt es zwei Punkte, die seinen Ansatz für die vorliegende Fragestellung relativieren. Zum einen finde ich seinen Vorschlag, mit dem er die Meadsche Konzeption der Bedeutungsidentität signifikanter Symbole ergänzen möchte, nicht zutreffend. Zum anderen behandelt auch er selber nicht die Soziogenese von Normen, sondern lediglich deren Ausstattung mit Autorität, denn verständigungsorientierte Kommunikation setzt die Existenz von Normen voraus. Die Kritik von Habermas hat mich motiviert, seine Theorie aufzugreifen und das Entstehen verständigungsorientierter Kommunikation als ein Moment der Soziogenese kooperativer Aktivitäten zu konzipieren. Und sie hat mich motiviert, das Potenzial in Meads Ansatz, der großteils aus Entwürfen besteht, hinsichtlich der soziogenetischen Fragestellung zu erkunden.

In der Behandlung der Frage der Genese von Normativität orientiere ich mich an der von Günter Dux formulierten Position, wonach sich die spezifisch humane Lebensform auf der Grundlage einer prähumanen anthropologischen Verfassung ausgebildet hat, die zwar ein Produkt der natürlichen Evolution ist, in der aber die Charakteristika der humanen Lebensform nicht bereits angelegt sind (Dux 2017, S. 33–64, 2018, S. 141–145). Diese Verfassung sieht Dux in der Entwicklung der menschlichen Motorik, Sensorik und des Gehirns gegeben. Sie ermöglichte, dass an die Stelle genetisch fixierter Verknüpfungen konstruktive Verknüpfungen treten und ein konstruktives Potenzial in der Auseinandersetzung mit der Umwelt entsteht. Dieses Potenzial ist ihm zufolge die natürliche Basis für die soziale Gestaltung von Interaktionen und die Entwicklung spezifisch menschlicher Organisationsformen. Dux argumentiert, dass Kooperation (etwa in Form gemeinsamer Jagd) nicht unmittelbar der Ursprung der kulturellen Entwicklung sein konnte, da für die Ausführung kooperativer Tätigkeiten entsprechende koordinative Techniken und Organisationskompetenzen bereits vorhanden sein müssen. Man könne demnach sagen, dass der Ursprung der kulturellen Entwicklung in der *Entwicklung* von Kooperation liege.

Die Anforderungen, die kooperative Tätigkeiten an Individuen stellen, gehen über das naturgegebene Verhaltensrepertoire hinaus, die entsprechenden Fähigkeiten müssen von den Beteiligten in der sozialen Interaktion selbst geschaffen werden. Die Entwicklung von Sprache und die Ausbildung von Selbstbewusstsein fasse ich nicht als Voraussetzungen für die Entwicklung kooperativer und normativer Strukturen auf, sondern als einen Prozess, der der Entwicklung kooperativer Strukturen inhärent ist.

2 Die Genese signifikanter Symbole bei Mead

In Meads Konzeption hat Sprache einen zentralen Stellenwert für die Beziehungen zwischen Individuum und Gesellschaft: sie ist das Medium der Koordination des sozialen Verhaltens. Mead fasst Sprache als nicht kategorial verschieden von Handeln auf, sondern als ein emergentes Produkt der tierischen Kommunikation mit Gesten, die Anfangsphasen körperlichen Verhaltens – und damit immanente Bestandteile des Verhaltens – sind und soziales Verhalten initiieren und koordinieren¹. Das qualitativ Neue sprachlicher Symbole sieht er darin, dass sie für die Kommunizierenden gleiche Bedeutungen haben und Reflexivität ermöglichen, d.h. die Möglichkeit von Individuen, mit sich selbst sprechend in Beziehung zu treten, d.h. zu denken. Das Auffinden evolutionärer *Stufen* der Sprachentwicklung war wohl für ihn als Sozialphilosophen kein Thema, da er nicht empirisch arbeitete und die Primatenforschung zu seiner Zeit noch wenig entwickelt war².

Unter Gesten versteht Mead körperliche Äußerungen, die zwischen Artgenossen ausgeführt und visuell wahrgenommen werden, den Adressaten zu einer Verhaltensreaktion stimulieren und zu einer gemeinsamen Aktivität der Beteiligten führen. Sie beruhen zwar auf einem artspezifisch angeborenen Verhaltensrepertoire, können aber durch Erfahrungen erweitert und konditioniert werden³. Eine Geste ist die Anfangsphase einer sozialen Aktivität, ist ein Verhaltensimpuls und drückt die Bereitschaft zur Ausführung einer Aktivität aus (*readiness to act*). Mead spricht auch davon, dass die Individuen mit ihrer Geste eine bestimmte Haltung (*attitude*) einnehmen. In Meads Kommunikationskonzept liegt die Bedeutung einer Geste in deren Verhaltensbezug, d.h. in ihrer Zugehörigkeit zur initiierten sozialen Handlung, und ist kein originäres Produkt eines Bewusstseins (Mead 1934, S. 75–76). Der Austausch von Gesten (*conversation of gestures*) vermittelt das Zustandekommen einer sozialen Handlung. Mead zufolge kann ein Tier seine eigenen Gesten nicht oder nicht differenziert genug wahrnehmen, um eine Verbindung seiner eigenen Äußerungen mit den jeweiligen Reaktionen seiner Interaktionspartner herstellen zu können. Dies liege weiters daran, dass die Aufmerksamkeit auf die physische und soziale Umwelt gerichtet ist und nicht auf die eigenen Bewegungen.

Die entscheidende Bedingung für das Entstehen eines Bedeutungsbewusstseins sieht Mead in der Verwendung vokaler Gesten, da sie das Individuum, das sie ausführt, selbst wahrnehmen kann. Nimmt ein Individuum die eigene Geste wahr,

¹ Mead greift für seine Gestentheorie den Begriff der Ausdrucksbewegungen von Wilhelm Wundt auf. Michael Tomasellos Untersuchungen der Kommunikation von Menschenaffen unterstützen die Annahmen Meads über Gesten als Vorläufer der menschlichen Sprache (Tomasello 2009). Zur tierischen Kommunikation vgl. Mead „The Biologic Individual“ in 1934, S. 347–353 und Meads Aufsätze (1909) und (1910). Systematisch zusammenfassend Ofner (2016, S. 207–210).

² Frithjof Nungesser meint, Mead nehme hinsichtlich kommunikativer und kognitiver Fähigkeiten eine dichotomische Unterscheidung zwischen Mensch und Tier vor und habe es verabsäumt, sich mit den empirischen Untersuchungen auseinander zu setzen, die Robert Yerkes und Wolfgang Köhler bereits Mitte der 1910er-Jahre zum Verhalten und zu den Fähigkeiten von Menschenaffen durchgeführt haben (Nungesser 2014, S. 34–35). Ich bin der Auffassung, dass sich die Argumentationslücke bei Mead bezüglich der Sprachentwicklung mit Hilfe von Tomasellos Ansatz, zumindest was die Kommunikationsmittel betrifft, schließen lässt (Ofner 2016, S. 211–218).

³ Zu einer ausführlichen Darstellung des Gestenaustauschs bei Menschenaffen Tomasello (2009, S. 24–45).

stimuliert es nicht nur sein Gegenüber zu einer Reaktion, sondern löst unterschwellig auch bei sich selbst denselben Verhaltensimpuls aus. Auf diese Weise kann es die Reaktion des anderen Individuums, sei diese wieder eine Geste oder ein Verhalten, mitvollziehen und die Haltung des anderen Individuums zu der eigenen Geste einnehmen (Mead 1925, S. 271, 1934, S. 63). Beide Individuen werden damit in die Lage versetzt, ihre „Gestenkonversation“ bis zur Ausführung des gemeinsamen Verhaltens mitzuvollziehen. Aufgrund dieser Erfahrung kann in der Folge bereits bei der Ausführung der Gesten deren Bedeutung, d. h. das Verhalten, das durch die Gesten initiiert wird und auf das die Konversation hinausläuft, vorgestellt werden. Die Individuen erreichen damit ein Bewusstsein der Bedeutung von Gesten. Da sie wechselseitig die Haltung des anderen mitvollziehen und schließlich das gemeinsame Verhalten ausführen, haben die Gesten für sie dieselbe Bedeutung, nämlich die initiierte soziale Handlung. Gesten, die für Individuen dieselbe Bedeutung haben, bezeichnet Mead als signifikant, auch als signifikante Symbole. Da ein signifikantes Symbol für jedes der interagierenden Individuen sowohl eine Aufforderung zu einer Aktivität als auch eine Antwort darauf ist, spricht Mead davon, dass ein signifikantes Symbol ein Stimulus und die Reaktion darauf in einem ist (1934, S. 72). Der Gebrauch von signifikanten Symbolen führt zu einer Verbesserung der Handlungskoordination, da er den Interagierenden ermöglicht, die initiierte Handlung zu antizipieren (Mead 1934, S. 45).

3 Habermas' Kritik an Meads Konzeption signifikanter Symbole und sein Ergänzungsvorschlag

Was die Genese von Symbolen betrifft, folgt Habermas zunächst Meads Konzeption (Habermas 1981b, S. 16–19). Symbole, die gemäß der Meadschen Einstellungsübernahme entstehen, bezeichnet er als Signale, da sie syntaktisch ungegliedert (Einwortäußerungen) und propositional nicht ausdifferenziert sind und keinen sozialen Verwendungsmodus ausweisen. Habermas gibt folgendes Beispiel an: Die Bedeutung des Ausrufs „Angriff“ sei kontextabhängig, gebe also nicht an, auf welches Objekt oder welche Situation er sich beziehe, er könne eine Warnung oder einen Angriff bedeuten oder ein Erschrecken ausdrücken. Mead habe, so die Kritik von Habermas, das Konzept der Bedeutungsidentität von Gesten nicht vollständig ausgearbeitet, denn aus der bloßen Tatsache, dass der eine Interaktionsteilnehmer die Einstellung des anderen auf seine Geste einnimmt, „leuchtet keineswegs ein, wie sich daraus sprachförmige Symbole, Lautgesten mit identischer Bedeutung ergeben sollen“; beide Individuen werden zwar von der Geste zu dem gleichen oder einem hinreichend ähnlichem Verhalten stimuliert, das könne von einem externen Beobachter festgestellt werden, „aber damit hat sich noch keine identische Bedeutung für die Interaktionsteilnehmer selbst gebildet“ (Habermas 1981b, S. 25). Eine identische Bedeutung für alle Teilnehmer könne eine Geste erst dann haben, wenn es eine Regel dafür gebe, in welcher Situation sie verwendet wird.

Habermas beruft sich auf eine von Ernst Tugendhat geäußerte Kritik an Mead (Tugendhat 1979, S. 255). Tugendhat gibt zu bedenken, dass sich die Kommu-

nizierenden mit ihren übereinstimmenden Reaktionen nicht notwendigerweise auf denselben Gegenstand beziehen.

Das von Tugendhat thematisierte Problem kann man so formulieren: Etwas hat für Interaktionsteilnehmer dieselbe Bedeutung, heißt, sie zeigen nicht nur das gleiche Verhalten, sondern ihr Verhalten erfolgt gegenüber demselben Gegenstand, und auf die Frage der Konstitution eines identischen Gegenstands in der Kommunikation gehe Mead in seiner Konzeption signifikanter Symbole nicht ein.

Habermas stellt sich die Aufgabe, Meads Konzept signifikanter Gesten zu vervollständigen (dazu 1981b, S. 26–39). Er setzt mit seinen Überlegungen bei dem von Mead formulierten Mechanismus der Einstellungsübernahme an, mit der ein Individuum lernt, auf seine Geste genauso zu reagieren wie der Interaktionspartner. Mit dieser Einstellungsübernahme, so Habermas, finde eine qualitative Veränderung der Beziehung der Interagierenden statt, denn in der Folge führe ein Individuum seine Geste in der *Erwartung* aus, dass sie für das andere Individuum eine bestimmte Bedeutung habe, d.h. dass der andere nicht einfach reagiere, sondern die Geste *interpretiere*. Und aufgrund dieser Erwartung mache das Individuum nicht bloß eine Geste, sondern *adressiere* sie an sein Gegenüber in kommunikativer Absicht (Habermas 1981b, S. 26–27). Wenn aufseiten des anderen Individuums derselbe Prozess stattfinde, so verändere das beim ersten Individuum die Einstellungsübernahme: Es übernimmt nun nicht mehr einfach die Reaktionshaltung des anderen, sondern erfährt sich durch den anderen adressiert und als Interpret von dessen Antwort. Das Ergebnis sei demnach, dass die beiden einander in kommunikativer Absicht als Hörer und Sprecher begegnen und dass sie in der Interaktion zwischen kommunikativen Akten des Adressierens und Interpretierens einerseits und konsequenzorientiertem Handeln andererseits unterscheiden können (Habermas 1981b, S. 28).

Die gegenseitige Wahrnehmung als Interpreten gewährleistet Habermas zufolge jedoch nicht, dass Gesten für sie identische Bedeutung haben, denn Erwartungen an das Verhalten des jeweiligen anderen seien keine Gewissheit, dass die Geste für den anderen *dieselbe* Bedeutung hat. Habermas gibt folgende Definition einer identischen Bedeutung: „Eine identische Bedeutung liegt dann vor, wenn Ego weiß, wie Alter auf eine signifikante Geste reagieren müsste; es genügt nicht zu erwarten, dass Alter in einer bestimmten Weise reagieren wird“ (1981b, S. 28). Sich auf Ludwig Wittgenstein beziehend, meint er mit „müsste“, dass es für die Verwendung einer Geste eine unter den Beteiligten intersubjektiv geltende Regel gibt, auf die sich die Interagierenden berufen können. Identische Bedeutung und intersubjektive Geltung bilden eine Einheit (1981b, S. 31).

Die Ausbildung eines Regelbewusstseins erklärt Habermas aus einer Situation, in der die Kommunikation misslingt (Habermas 1981b, S. 28–29). Er erläutert die Situation des Misslingens am Beispiel eines Stammesmitglieds, das unerwartet auf Feinde stößt und auf dessen Hilferuf die Stammesgenossen nicht mit Unterstützung reagieren, wie dies das Stammesmitglied erwartet. Um eine willkürliche Zurückweisung könne es sich nicht handeln, da die Kommunikation auf dieser Stufe auf dem natürlichen Verhaltensrepertoire beruhe und ein Hilferuf unwillkürlich eine Unterstützungsreaktion auslöse. Also könne die Hilfeverweigerung ihren Grund nur darin haben, dass die Stammesgenossen die Situation anders *interpretieren*. Habermas zufolge schreibt sich das Stammesmitglied selbst die Schuld für das Misslingen zu:

es habe sich geirrt, z. B. seien die aufgetauchten Individuen gar keine Feinde. Beide Seiten sind enttäuscht, und um weitere Enttäuschungen zu verhindern, lernen sie, abweisende Reaktionen auf eine „deplatzierte Verwendung“ des Hilferufs zurückzuführen, kritische Stellungnahmen der anderen zu antizipieren und eine „kontextunangemessene Verwendung“ zu vermeiden. Auf diese Weise bilden sie *Regeln der Symbolverwendung* aus.

4 Kritik des Ergänzungsvorschlags von Habermas

Ich gehe zunächst auf den Vorschlag von Habermas ein, die Ausbildung der Fähigkeit, zwischen kommunikativer Absicht und erfolgsorientiertem Handeln unterscheiden zu können, dadurch zu erklären, dass die Interaktionsteilnehmer gegenseitig ihre adressierenden Haltungen internalisieren (a). Anschließend setze ich mich mit der Frage der Ausbildung bedeutungsidentischer Symbole auseinander (b).

- a. Mead versteht unter einem „Bewusstsein von Bedeutung“, dass ein Individuum bereits vor dem Handeln eine Vorstellung der Reaktion des Interaktionspartners hat und die initiierte soziale Handlung antizipiert. Habermas macht aus diesem Bewusstsein des Akteurs nicht bloß eine Erwartung an das Verhalten des anderen Interaktionsteilnehmers, sondern eine Erwartung, die dem Interaktionspartner zuschreibt, die Geste zu *interpretieren*. Er lässt uns im Unklaren, was er unter Interpretation versteht. Dass er den Begriff „Interpretation“ verwendet, ist deshalb erstaunlich, weil er des Öfteren betont, dass die Kommunikation auf der Stufe der symbolisch vermittelten Interaktion auf der Grundlage des natürlichen Verhaltensrepertoires stattfindet und von den Interagierenden nicht willkürlich gesteuert werden könne. Es scheint mir nicht plausibel anzunehmen, dass Individuen, deren Kommunikation auf einem natürlich festgelegten Verhaltensrepertoire beruht und die keine Alternative dazu kennen, auf die Idee kommen könnten, die Reaktion anderer sei ein *interpretativer* Akt.

Weiters stellt sich die Frage, woran ein Individuum, das eine Geste macht, erkennt, dass der Interaktionspartner nicht bloß auf die Geste reagiert, sondern sie *interpretiert*. Meads behavioristischem Denken entsprechend müsste es ein äußerlich wahrnehmbares Verhaltensanzeichen geben, an dem die Reaktion als *interpretierende* Aktivität erkannt werden kann. Doch was die Individuen beobachten können, ist nur die Verhaltensreaktion des jeweiligen anderen Individuums.

- b. Die Auffassung von Habermas, die Bedeutungsidentität eines Symbols könne dadurch hergestellt werden, dass die Beteiligten ihre Enttäuschungen wechselseitig internalisieren und auf diese Weise lernen, die deplatzierte Verwendung des Symbols und die damit verbundene Enttäuschung zu vermeiden, überzeugt mich nicht. Denn mit der Einnahme einer abweisenden Haltung wird nicht geklärt, welche Merkmale Objekt und Situation haben, denen gegenüber die Beteiligten ein Symbol mit identischer Bedeutung regelkonform verwenden sollen, sodass Enttäuschungen vermieden werden können. Habermas bezieht sich zwar auf Tugend-

hats Kritik an Meads Konzept bedeutungsidenter Symbole, doch sein Vorschlag ist keine Lösung dieses Problems. Tugendhat meint, es fehle bei Mead ein eindeutiger Hinweis auf das Objekt der Interaktion, es brauche „einen besonderen Zeichentyp und seine Verwendungsregeln, die singulären Termini“, mit denen sich die Kommunizierenden auf Gegenstände beziehen (Tugendhat 1979, S. 259). Zu ergänzen ist, dass eine Verständigung über Gegenstandsmerkmale auf dem Niveau der symbolvermittelten Interaktion, soweit Mead sie entwickelt hat, nicht möglich ist, da die Signalsprache, wie Habermas selbst schreibt, nicht propositional ausdifferenziert ist; das heißt, die Individuen können zwar auf die Wahrnehmung der Situation, in der sie sich befinden, reagieren, aber sie können die Merkmale der Situation nicht identifizieren und einander mitteilen.

5 Selbstbeziehung und Ich-Bewusstsein bei Mead

Seine Konzeption des Selbst mit den beiden Komponenten „Me“ und „I“ hat Mead an vielen Stellen seiner Texte behandelt⁴. Im Folgenden arbeite ich jene Aspekte heraus, die für die vorliegende Frage nach der Genese von Normativität von Belang sind.

Mit den Begriffen „Selbst“ und „Selbstbewusstsein“ behandelt Mead die Frage, wie Individuen ihr eigenes Verhalten in ihre Erfahrung bringen und es für Stellungnahmen und seine Gestaltung zugänglich machen können. Mead vertritt die Position, dass sich ein Individuum nicht direkt oder unmittelbar bewusst als handelnd erfahren kann, da Handeln in dem Moment, indem es erfahren wird, bereits ein Objekt, ein Vorstellungsinhalt geworden ist (Mead 1912, S. 405–406 und 1913, S. 374). Als Grundlage für die Bildung eines Selbst sieht Mead die Beteiligung eines Individuums an sozialen Handlungen an, die mit signifikanten Gesten koordiniert werden. Soziale Handlungen sind dadurch charakterisiert, dass die Tätigkeiten mehrerer Individuen auf ein gemeinsames Objekt, ein soziales Objekt, gerichtet sind und die erforderlichen Handlungsbeiträge der Beteiligten eine organisierte Struktur haben (Mead 1925, S. 264–268). Die Koordination der Einzelhandlungen erfordert, dass jedes Individuum seine Handlungen zu den Handlungen der anderen Beteiligten sowie zur Gesamthandlung, die zur Erreichung des Ergebnisses führt, in Beziehung setzen kann. Mit der Verwendung signifikanter Gesten zur Handlungskoordination ist ein Individuum in der Lage, die Reaktionen der anderen Beteiligten auf seine eigenen Handlungstendenzen einzunehmen und dadurch deren soziale Bedeutung im Hinblick auf das soziale Objekt, auf das die Gesamthandlung gerichtet ist, zu erfahren. Gleichzeitig wird das Individuum durch die Einnahme der Haltungen der anderen gegenüber seinen eigenen Handlungstendenzen zu einem Objekt für sich, zu einem Selbst, und erhält ein Bewusstsein seiner Bedeutung im Rahmen der sozialen Handlung bzw. eines kooperativen Zusammenhangs, ein Selbstbewusstsein. Mead

⁴ Ich beziehe mich auf folgende Stellen: Mead (1912, S. 405–406, 1913, S. 374 und 404, 1922, S. 160, 1925, S. 263–268 und 272–275, 1934, S. 136–142 und 171–176; 195–200, 1934a, S. 368–372, 1938, S. 367–372).

betont, dass die Bildung des Objekts als Gegenstand einer sozialen Handlung und die Bildung eines Selbst korrelative Prozesse sind (Mead 1925, S. 268).

Mead behandelt die Funktionsweise des Selbstbewusstseins und des Selbst in sozialen Zusammenhängen unterschiedlicher Reichweite und Komplexität. Er unterscheidet zwei Arten sozialer Einheiten (social communities): konkrete oder funktionale und abstrakte Einheiten (1934, S. 157–163 und 322). In konkreten sozialen Einheiten stehen die Mitglieder direkt in Beziehung zueinander, verfolgen gemeinsame Ziele, und die Rollen, die der Zielerreichung dienen, sind miteinander koordiniert. Beispiele sind Familien, Sportteams, Vereine, Wirtschaftsbetriebe, politische Parteien. Die Definition abstrakter sozialer Einheiten fällt demgegenüber eher vage aus. Ihr Begriff wird deutlicher, wenn man einen Text Meads über die Naturrechtslehre heranzieht (Mead 1915; S. 150). In diesem Zusammenhang geht es um soziale Regeln, die sich auf Verhalten und Ziele beziehen, die den Charakter eines allgemeinen Gutes haben, d. h. das Gemeinwohl und das Wohl aller Gesellschaftsmitglieder befördern sollen. Mead führt die Institution des Eigentums als Beispiel an, aber auch Freiheit, Sicherheit, Gleichheit; dabei bezieht er sich auf die Rechte, die in der französischen Verfassung von 1795 niedergelegt wurden. Mead bezeichnet sie als abstrakt, weil sie ohne unmittelbaren Gegenstandsbezug formuliert sind und hinsichtlich Gegenstände und Ziele jeweils konkretisiert werden müssen. Ihr Charakteristikum ist, dass die Gesellschaftsmitglieder unter gleichen Bedingungen in gleicher Weise reagieren: Diese Reaktionen bezeichnet Mead als generalisierte Haltungen gegenüber Institutionen. Die Anerkennung von Rechten beruhe auf Gegenseitigkeit: Rechte sind mit Verpflichtungen insofern verbunden, als ein Individuum ein Recht nur dann einfordern kann, wenn es die Verpflichtung eingeht, dieses Recht auch allen anderen zu gewähren (Mead 1915, S. 150 und 1934, S. 261).

Für die Behandlung der Frage nach der Soziogenese von Normen ist das Zustandekommen konkreter bzw. funktionaler sozialer Einheiten relevant, in denen es um die Kooperation von Individuen zur Verwirklichung konkreter gemeinsamer Ziele geht. Die organisierte Handlungsstruktur in Verbindung mit einem gemeinsamen Ziel bezeichnet Mead als Generalisierten Anderen. Ein an einer sozialen Handlung Beteiligter nimmt nicht nur die Haltung der anderen Teilnehmer ein, sondern auch die des Generalisierten Anderen, um seine Handlungsbeiträge mit den anderen zu koordinieren und am angestrebten Ergebnis der Gesamthandlung auszurichten.

Nach der ausführlichen Darlegung des Objektcharakters des Selbst in „Mind, Self, and Society“ (Mead 1934, S. 135–173) werden unvermittelt die Begriffe I und Me eingeführt. Die Erklärung für ihre Einführung ist eher dürftig: Das Selbst als ein Objekt wird durch „me“ ersetzt und dem „I“ gegenübergestellt: „What is involved in the self being an object? The first answer may be that an object involves a subject. *Stated in other words*, that a ‚me‘ is inconceivable without an ‚I‘“ (Mead 1913, S. 174; Hervorhebung von mir). Weiters beruft sich Mead darauf, dass wir unsere Erfahrungen, z. B. unsere Position und Funktion in der Gesellschaft, auf ein ‚I‘ beziehen, für das das „me“ Objekt ist und das als das Subjekt nicht unmittelbar bewusst erfahren werden kann. Daran schließt er die Frage an, durch welchen Erfahrungsprozess das „I“ gegenüber dem „me“ in das Verhalten kommt. Die Antwort auf diese Frage findet er in einem Akt der Introspektion: In der Erinnerung zeigt sich dem Erinnernden ein Prozess der Selbstbeobachtung, in der sowohl der Beob-

achter als auch der Beobachtete erscheinen. Zum besseren Verständnis bringt Mead ein Beispiel: Jemand erinnert sich, dass er sich gefragt hat, wie er sich verpflichten konnte, dieses oder jenes zu tun, und sich dafür getadelt oder damit gebrüstet hat. In diesem Selbst der Erinnerung tauchen sowohl ein Subjekt als auch ein Objekt auf: der Fragende und der Befragte, doch auch das Subjekt, der Fragende, erscheint in der Erinnerung als Objekt, als Objekt des Erinnerungsaktes. Das Subjekt, das gegenüber sich gehandelt hat und in der Erinnerung als Objekt erscheint, bezeichnet Mead als „I“, und den Erfahrungsinhalt, auf den sich das „I“ in seiner Handlung bezieht, als „me“.⁵

Mit der Einführung von I und Me als Ergebnis einer Reflexion von Kommunikationsprozessen hat das Selbst zwei Komponenten, die unterschiedliche Positionen im Verhalten einnehmen, aber zusammen das Selbst bilden. Mead behandelt sie als Subjekt und Objekt (1934, S. 175): Das Me repräsentiert das soziale Handeln in der Gemeinschaft, die Organisation der Gemeinschaft aus der Perspektive des Individuums, es ist direkt bewusst und zeigt die soziale Bedeutung einer sprachlichen Äußerung bzw. der damit verbundenen Handlungstendenz an; das I repräsentiert die handelnde Komponente gegenüber dem Me: es ruft durch sein Handeln das Me hervor und reagiert auf es. Das Bewusstsein der sozialen Bedeutung einer Äußerung ermöglicht es dem Individuum, innerhalb der Kommunikation mit anderen eine innere Konversation mit sich zu führen und reflektiert zu handeln, indem es die initiierte Handlungstendenz zulässt, hemmt oder abändert (1934, S. 141–142).

Die Entwicklung der I-Me-Beziehung beschreibt Mead im Rahmen der Sozialisation von Kindern; dieser Prozess lässt sich aber durchaus auf die Persönlichkeitsentwicklung verallgemeinern, die im Laufe des Lebens aufgrund sozialer Erfahrungen kontinuierlich stattfindet⁶. Mead bezeichnet den Menschen, insofern er mit einem natürlichen Verhaltensrepertoire ausgestattet ist, als biologisches Individuum, das impulsiv reagiert. In der frühen Lebensphase sind Kleinkinder durch impulsives Verhalten geprägt. Beim Spiel mit anderen Kindern kann das biologische Individuum vonseiten anderer Kinder Reaktionen erfahren, die zu Konflikten führen und die Gemeinsamkeit bedrohen. In solchen Konflikten wird das biologische Individuum mit den sozialen Konsequenzen seines Verhaltens konfrontiert. Insofern das Kind bemüht ist, die soziale Gemeinschaft mit den anderen aufrecht zu erhalten, wird das Verhalten des biologischen Individuums modifiziert, ein Selbst entsteht oder wird erweitert, und das Kind entwickelt sich zu einem rationalen Wesen („rational animal“) bzw. zu einem „sozial selbstbewussten Individuum“ („socially self-conscious individual“)⁷.

⁵ Mead (1913, S. 374–375). In den Vorlesungsmitschriften bringt Mead ein einfacheres Beispiel, allerdings ist es eine zirkuläre Darstellung, da er das I, das es zu erschließen gilt, voraussetzt: „The simplest way of handling the problem would be in terms of memory. I talk to myself, and I remember what I said and perhaps the emotional content that went with it. The ‚I‘ of this moment is present in the ‚me‘ of the next moment.“ (Mead 1934, S. 174).

⁶ Vgl. dazu ausführlich Mead (1934a, S. 354–378).

⁷ Als Beispiel bringt Mead ein Kind, das lernt, sein Spielzeug mit den anderen zu teilen, um nicht vom gemeinsamen Spielen ausgeschlossen zu werden: es wird auf diese Weise zu einem *Spielgeführten* der anderen. (1934a, S. 372).

Meads Konzeption der Bildung eines Selbstbewusstseins mit den beiden Komponenten „I“ und „Me“ finde ich nicht befriedigend, denn es besteht eine Argumentationslücke hinsichtlich des Übergangs der Subjekt-Objekt-Beziehung in eine I-Me-Beziehung. Die Argumentation Meads geht in zwei Schritten vor sich:

- Zunächst nimmt das Individuum die Haltung der anderen seinen Äußerungen gegenüber ein und erfährt sich als ein Objekt, das Mead als Selbst bezeichnet. Das Problem in dieser Darstellung sehe ich in dem rückbezüglichen Fürwort „sich“. Denn was das Individuum wahrnimmt, sind Lautäußerungen und damit verbundene körperliche Wahrnehmungen; soll es diese Äußerungen und Wahrnehmungen als die *Seinen* und *sich selbst* als das Objekt erfahren, so setzt dies bereits ein Selbstbewusstsein voraus, das aber durch die Einnahme der Haltung der anderen gegenüber seinen Äußerungen erst konstituiert werden soll. Mead deckt das Problem zu, indem er wiederholt zirkuläre Formulierungen verwendet, die den Selbstbezug, dessen Genese gezeigt werden soll, bereits voraussetzen, etwa der Art: „one remembers asking *himself* how *he* could undertake to do this, that, or the other, chiding *himself* for *his* shortcomings or pluming *himself* upon *his* achievements“ (Mead 1913, S. 374; Hervorhebungen von mir). An anderer Stelle heißt es: „The ‚I‘ is in a certain sense that with which we do identify ourselves“ (Mead 1934, S. 174). Das Problem ist, dass Mead in dieser Formulierung das Ich bereits voraussetzt: Das *Ich* ist das, womit *ich* mich identifiziere.
- Im zweiten Schritt von Meads Argumentation reagiert das Individuum auf die soziale Bedeutung seiner Äußerung entweder verbal oder mit einer Handlung und erinnert sich dann an diese Reaktion. Mead zufolge findet in der Erinnerung eine Selbstbeobachtung statt, in der das I zwar als Objekt, aber in der Funktion eines Subjekts erscheint, und das Me als Objekt dieses funktionalen Subjekts. Doch auch in der Introspektion zeigt sich dasselbe Problem wie zuvor: Das sich erinnernde Individuum nimmt zwar die Reaktion auf die vorhergehende Äußerung ein Objekt in der Funktion eines Subjekts wahr, soll es aber diese Reaktion als die Seine und das Subjekt als Ich erfahren, so müsste es bereits ein Ich-Bewusstsein haben.

Wenn Mead sagt, das Individuum nimmt bei der Verwendung signifikanter Gesten sich als Selbst wahr, so tut er das aus der Perspektive eines externen Beobachters: Falls das Individuum alle seine Äußerungen laut wahrnehmbar macht, dann kann der externe Beobachter feststellen, dass es dasselbe Individuum ist, das sich selbst zu einem Objekt macht: das zum einen eine sprachliche Äußerung gemacht und zum anderen darauf reagiert hat. Es bleibt damit bei Mead die Frage unbeantwortet, wie ein Individuum aus den Subjekt-Objekt-Erfahrungen, die es durch die Verwendung sprachlicher Äußerungen erwirbt, ein Selbstbewusstsein im Sinne von I und Me gewinnen kann.

6 Habermas: Meads Vernachlässigung der Sprachentwicklung und der Vorschlag, die „phylogenetische“ Lücke zu schließen

Habermas zeigt auf, dass Mead die Frage der Entwicklung der Sprache, die die Etablierung von Normen ermöglicht, vernachlässigt. In der Sprechakththeorie sieht er den Ansatzpunkt, eine normenadäquate Sprachstruktur zu entwickeln (a). Weiters bietet er, gestützt auf die Religionssoziologie Emile Durkheims, eine Konzeption an, mit der die „phylogenetische Lücke“ bei Mead, das Entstehen von Normen betreffend, geschlossen werden könne (b).

- a. Was die Sprache als Bedingung für normengeleitetes Handeln betrifft, bleibt Mead, so die Kritik von Habermas, auf der Stufe signifikanter Symbole stehen. Nun hat Mead sicherlich nicht gemeint, dass Sprache aus einzelnen, syntaktisch ungliederten Symbolen besteht, die bloß aneinandergereiht werden, doch sah er offensichtlich nicht die Notwendigkeit, dass eine Sprache eine grammatische Struktur braucht, damit Handeln normenorientiert erfolgen kann; er war wohl der Auffassung, dass die Eigenschaft der Signifikanz, d. h. die Einnahme der Haltung der Kommunikationspartner, dazu ausreicht. Wie Habermas ausführt, verlangt normengeleitetes Handeln eine Sprache, die die Individuen befähigt, Objekte anzugeben, Intentionen zu äußern und Stellung zu nehmen. Letzteres ist insofern von Bedeutung, als die praktische Geltung von Normen von der Akzeptanz der Beteiligten abhängt.

Zur Behandlung der Frage, welche sprachlichen Anforderungen an normengeleitetes Handeln gestellt werden, greift Habermas die Sprechakththeorie von John L. Austin (1972) und John S. Searle (1971) auf und entwickelt sie vor allem um ein Konzept von Geltungsansprüchen weiter, die mit Sprechhandlungen verbunden sind⁸. Eine Sprechhandlung besteht – neben dem Akt des Äußerns von Wörtern und Sätzen – aus einem propositionalen und einem illokutionären Akt. Mit dem illokutionären Akt wendet sich ein Sprecher an einen Hörer und vollzieht ihm gegenüber eine Handlung, *indem* er etwas sagt. In der expliziten Form wird der illokutionäre Akt mit Hilfe eines performativen Verbs im Präsens ausgedrückt, z. B. ich befehle dir; ich verspreche dir. Performative Verben sind dadurch charakterisiert, dass sie eine Handlung nicht nur anzeigen, sondern auch ausführen. Propositionale Akte sind prädikative Äußerungen, Aussagesätze, die Sachverhalte ausdrücken. Der illokutionäre Akt gibt die Intention des Sprechers gegenüber dem Hörer an und legt fest, wie der propositionale Gehalt einer Aussage in der Beziehung Sprecher-Hörer verwendet wird⁹.

Habermas ist der Auffassung, dass der *Originalmodus* sprachlicher Kommunikation Verständigung ist mit den beiden Zielen, dass der Hörer die Bedeutung des Ge-

⁸ Vgl. zum Folgenden Habermas (1981a, S. 389–390 und 396–398, 1981b; S. 97–99, 1992, S. 63–68 und 121–132, 2009a, S. 128–130).

⁹ Habermas bringt unter anderem folgende Beispiele von Sprechhandlungen: Ich verspreche dir (hiermit), dass ich morgen kommen werde; ich gestehe dir (hiermit), dass ich deine Handlungsweise abscheulich finde; ich kann (dir) voraussagen, dass der Urlaub verregnet sein wird. (1981a, S. 398).

sagten verstehen und die Äußerung als gültig anerkennen möge (1981a, S. 388–389 und 1992, S. 65–68). Bei der Begründung, dass das Ziel einer Sprechhandlung nicht einfach im Verstehen besteht, sondern auch die Kenntnis der Bedingungen ihrer Gültigkeit beinhaltet, stützt sich Habermas auf die pragmatische Bedeutungstheorie von Michael Dummett (1976). Danach lässt sich die Frage der Bedeutung sprachlicher Ausdrücke nicht von der Geltungsfrage trennen: von der Frage, in welchem Kontext ein Ausdruck als gültig akzeptiert werden kann (Habermas 1992, S. 75–82). Dummett beschäftigte sich mit assertorischen Sätzen und dem Wahrheitsanspruch, der mit ihnen erhoben wird. Er fasst Wahrheit nicht als direkte Beziehung zwischen Sprache und Welt auf, sondern als eine Beziehung, die über Kommunikation vermittelt ist: über die Gründe, mit denen der Sprecher den Hörer überzeugen kann, dass sein Wahrheitsanspruch berechtigt ist. Und der Hörer *versteht* die Behauptung eines Sprechers nur dann, wenn er die Gründe kennt, die sie als wahr auszeichnen können.

Unter Bezugnahme auf die drei Sprachfunktionen des Bühler'schen Organonmodell der Kommunikation (Bühler 1934) erweitert Habermas das Konzept der pragmatischen Bedeutung auf zwei weitere Geltungsansprüche, die in Sprechhandlungen erhoben werden (Habermas 1992, S. 123–132). Demnach bezieht sich jede Sprechhandlung „gleichzeitig auf etwas in der objektiven, auf etwas in der subjektiven und auf etwas in der gemeinsamen sozialen Welt“ (1992, S. 126) und dementsprechend werden Geltungsansprüche hinsichtlich der Wahrheit, der Wahrhaftigkeit und der normativen Richtigkeit gestellt. Mit der subjektiven Welt meint Habermas die Gesamtheit der Erlebnisse, die eine Person hat (Meinungen, Absichten, Gefühle, Wünsche usw.); mit dem Geltungsanspruch der Wahrhaftigkeit meint er, dass die expressiven Äußerungen einer Person ihren Erlebnissen entsprechen. Die „soziale Welt“, denen Sprecher und Hörer angehören, beinhaltet die Gesamtheit der sozialen Interaktionen; unter Verständigungsbedingungen erheben die Kommunizierenden den Anspruch, dass ihre Beziehungen der normativen Ordnung ihrer Gesellschaft entsprechen.

Wenn auch in einem Sprechakt immer alle drei Geltungsansprüche vorhanden sind, so wird im illokutionären Akt einer einzelnen Sprechhandlung immer nur ein bestimmter Geltungsanspruch thematisiert. Um welchen Geltungsanspruch es sich handelt, geht aus dem performativen Verb des Sprechakts hervor: je nachdem ob dieses Verb die Aufmerksamkeit des Hörers auf die objektive Welt, die soziale oder die Innenwelt des Sprechers richtet. Habermas unterscheidet demgemäß zwischen konstativen, regulativen und expressiven Sprechhandlungen¹⁰ (Habermas 1981a, S. 414 und 439; 2009a, S. 129). Der Hörer versteht eine regulative Äußerung, wenn er die Norm kennt, die das entsprechende Verhalten als sozial richtig auszeichnet. Die Bedingung für die Wahrhaftigkeit einer expressiven Äußerung ist ein Verhalten, das der Äußerung entspricht.

Wenn das Verstehen von Sprechhandlungen davon abhängt, dass der Hörer die Bedingungen kennt, unter denen ein Geltungsanspruch erfüllt ist, so müsste der

¹⁰ Beispiele für performative Verben konstativer Sprechhandlungen sind: behaupten, verneinen, mitteilen; von regulativen Sprechhandlungen: befehlen, sich widersetzen, auffordern, ablehnen, versprechen, sich verpflichten; von expressiven Sprechhandlungen: meinen, hoffen, fürchten, wollen, sich wünschen.

Sprecher gegebenenfalls die Gründe angeben können, warum er den Geltungsanspruch, den er erhebt, als zutreffend ansieht. Das macht Sprechakte zur Grundlage für Verständigungsprozesse. Das Anerkennen von Geltungsansprüchen kann nicht erzwungen werden, sondern ist vom „rational motivierten Einverständnis“¹¹ des Hörers abhängig. Geltungsansprüche sind also grundsätzlich kritisierbar, und eine Verständigung kommt nur durch ihre intersubjektive Anerkennung zustande. Kommt eine Verständigung zustande, so erzeugen Sprechhandlungen eine „rational motivierte Bindung“ (Habermas 1981b, S. 376) zwischen Hörer und Sprecher; Habermas spricht auch von einem „illokutionären Bindungseffekt“. Ein solcher Bindungseffekt kann die Grundlage für die koordinierte Ausführung sozialer Handlungen sein. Soziales Handeln, das durch sprachliche Verständigung vermittelt ist, bezeichnet Habermas mit dem Begriff des kommunikativen Handelns.

- b. Die „phylogenetische Lücke“ Meads möchte Habermas mit der Religionssoziologie Emile Durkheims schließen¹². Durkheim geht es, wie Habermas ausführt (1981b, S. 75–84), darum, den verpflichtenden Charakter gesellschaftlicher Normen aufzuklären: die moralische Autorität, mit der sie ausgestattet sind, sowie das Verhängen von Sanktionen bei Verstößen gegen sie. Er sieht eine enge Verwandtschaft zwischen dem Moralischen und dem Sakralen und ist, gestützt auf ethnologische Studien zu totemistischen Gemeinschaften in Australien, der Ansicht, dass moralische Regeln ihre soziale Bindungskraft aus dem Heiligen beziehen. Den ethnologischen Studien zufolge ist das Sakrale vom profanen Leben streng getrennt, es ist heilig und unantastbar. Die rituellen Handlungen und ihre heiligen Objekte (etwa Totemtiere und Tabuvorschriften, Embleme, Schmuck, Tätowierungen) repräsentieren die Macht des Heiligen und schaffen ein Kollektivgefühl und Kollektivbewusstsein. Im Unterschied zu den rituellen Praktiken haben die religiösen Überzeugungen und Weltdeutungen bereits einen sprachlichen Charakter und sind späteren Ursprungs.

Habermas ist der Auffassung, dass die Religionssoziologie Durkheims die „phylogenetische Lücke“ bei Mead schließen kann (1981b, S. 85–86). Er spricht davon, dass die rituelle Praxis mit ihrer symbolischen Kraft eine kollektive Identität erzeugt, einen normativen Konsens zwischen den Gruppenmitgliedern herstellt und eine gesellschaftliche Solidarität zwischen ihnen sichert. Die kollektive Identität sei nichts anderes als der Meadsche Generalisierte Andere, der seine Autorität durch die symbolische Kraft des Heiligen erhalte und das Me der Gruppenmitglieder repräsentiere. Damit, so Habermas, sei die „phylogenetische Lücke“ bei Mead, die Genese des Generalisierten Anderen und der Entstehung eines normativen Konsenses, geschlossen. Umgekehrt könne man die Gedanken Meads dazu heranziehen, eine Frage zu behandeln, die bei Durkheim offen bleibt: die Frage der Ausbildung von Individualität im Rahmen kollektiver Identität.

Die Entstehung des religiösen Symbolismus datiert Habermas auf der Stufe des Übergangs von der symbolisch vermittelten Interaktion zur Verwendung proposi-

¹¹ Habermas (1981b, S. 107, 1992, S. 66–67, 2009b, S. 185).

¹² Habermas bezieht sich auf Durkheim (1967 und 1994).

tional ausdifferenzierter Rede. Seine Argumentation verläuft wie folgt. Mit der sich steigernden kognitiven Erfassung der Welt manipulierbarer Gegenstände differenzieren sich propositionale Aussagen aus der Signalsprache aus. Propositionale Aussagen über Gegenstände erzeugen allerdings keine sozialen Bindekräfte. Diese Bindekräfte werden durch den religiösen Symbolismus übernommen. Das Kommunikationsmedium spaltet sich somit in einen sakralen und einen profanen Lebensbereich auf: „der religiöse Symbolismus, der einen normativen Konsens ermöglicht und damit die Grundlage für eine rituelle Handlungskoordination bietet, ist jener archaische Teil, der von der Stufe der symbolisch vermittelten Interaktion übrigbleibt, wenn Erfahrungen aus Bereichen eines immer stärker propositional strukturierten Umgangs mit wahrnehmbaren und manipulierbaren Gegenständen in die Kommunikation einschließen“ (Habermas 1981b, S. 87). Der religiöse Symbolismus übernimmt die soziale Bindekraft des Zusammenwirkens.

Die Verzweigung der Solidarität in das gesellschaftliche Institutionensystem erfolgt Habermas zufolge dadurch, dass zur rituellen, rein symbolischen Praxis eine mythische Weltdeutung hinzukommt, in der ein Zusammenhang zwischen Mensch, Natur und Gesellschaft hergestellt wird. Sie wird zum „Verbindungsglied zwischen kollektiver Identität auf der einen und Institutionen auf der anderen Seite“ (1981b, S. 89). Die kollektive Identität der Gruppe wird auf diese Weise „an der kosmischen Ordnung befestigt“, und diese Ordnung verleiht den verschiedenen gesellschaftlichen Institutionen Autorität. Die Verbindung zwischen normativem Konsens, Weltbild und Institutionensystem kommt durch sprachliche Kommunikation zustande, die sich in der profanen Alltagspraxis ausbildet: Die rituellen Handlungen stehen auf vorsprachlichem Niveau, die Weltbilder sind aber an das kommunikative Handeln angeschlossen, aus ihnen speisen sich die Sinndeutungen im Alltagsleben.

Durkheims Konzept der Ausbildung von Individualität sieht Habermas als unbefriedigend an, denn es sei bewusstseinsphilosophisch orientiert und durch einen Dualismus von Individuum und Gesellschaft gekennzeichnet: Einerseits sei eine Person von Eigeninteressen und Selbsterhaltungsimpulsen angetrieben, andererseits durch Gruppenidentität und Moralität geprägt. Meads Konzept der Selbst-Bildung hält Habermas für befriedigender: Im Prozess der Kommunikation bilde sich eine Beziehung zwischen selbstbewussten Personen, die einander in einer performativen Einstellung gegenüberstehen, zueinander mit „Ja“ und „Nein“ Stellung nehmen können und einen (privilegierten) Zugang zu ihren Einstellungen haben. Damit sieht Habermas alle Bedingungen erfüllt, die er an die Beherrschung von Sprechhandlungen stellt.

Was den Übergang von der symbolisch vermittelten Interaktion zu Sprechhandlungen betrifft, verweist Habermas auf die vorsprachlichen Wurzeln der Sprechaktkomponenten (1981b, S. 98–100). Die propositionale Komponente, die auf Kognitionen beruht, habe ihre Wurzeln in Wahrnehmungen und im adaptiven Verhalten der Individuen, die illokutionäre Komponente beruhe auf der Anerkennung von Normen und habe ihren Vorläufer in der rituell erzeugten Solidarität, die expressive Komponente, die Intentionen ausdrückt, gehe auf die spontanen leibgebunden Expressionen zurück.

7 Normen und Sprachentwicklung bei Habermas: Die fehlende soziogenetische Perspektive

Ich bin nicht der Auffassung, dass die Theorie Durkheims über den Ursprung der Religion geeignet ist, einen Beitrag zur Beantwortung der Frage zu leisten, wie sich Normen im Rahmen der Entwicklung kooperativer Aktivitäten gebildet haben. Für Durkheim ist der Totemismus die ursprüngliche und einfachste Religion, da zu seiner Erklärung nichts nötig sei, „das von einer vorausgegangenen Religion geborgt ist“ (Durkheim 1994, S. 17). Der Totemismus ist jedoch, wie Durkheim beschreibt, eine Religion in relativ komplex strukturierten Stammesgesellschaften, die aus Phratrien und mehreren Clans bestehen. In diesen komplexen Gesellschaften sorgen religiöse Rituale für den sozialen Zusammenhalt, für ein Kollektivbewusstsein und Regeln/Normen für die Beziehungen zwischen den Clans (etwa mittels Heiratsregeln), während der profane Lebensbereich innerhalb der Clans ohne Religionsbezug geregelt wird. Der Beginn kooperativer Tätigkeiten ist jedoch wesentlich früher anzusetzen als die Etablierung von Stammesgesellschaften; religiöse Praktiken können in den frühesten menschlichen Gruppen demnach keine Rolle dabei gespielt haben, Normen Autorität zu verleihen. Gestützt auf paläoanthropologische Literatur¹³ gibt Michael Tomasello an, dass der Kooperationsprozess bereits vor mindestens 400.000 Jahren einsetzte; dies habe zu einer Verbesserung der Nahrungsversorgung und einem Anwachsen der Gruppengrößen geführt und schließlich vor etwa 150.000 bis 100.000 Jahren zur Bildung von Stammesgesellschaften, die die Konkurrenz zwischen den Clans reduzierte (Tomasello 2014, S. 61–62, 2016, S. 73 und 139, 2019, S. 15).

Ein weiterer kritischer Punkt in der Argumentation von Habermas ist die Gleichsetzung der kollektiven Identität im Sinne Durkheims mit Meads Generalisiertem Anderen. Der Generalisierte Andere beruht auf Kooperation und strukturierter Organisation, in der die Angehörigen einer Gruppe unterschiedliche Rollen einnehmen und gemeinsam praktische Ziele verfolgen. Die durch rituelle Praktiken, die von der profanen Alltagswelt abgekoppelt sind, erzeugte kollektive Identität bewegt sich auf einer anderen Ebene: Sie weist keine konkreten Kooperationsziele und Rollenverteilungen auf. Aus diesem Grund scheint es mir auch nicht angemessen, die Durkheimsche kollektive Identität mit einem *normativen* Konsens in Zusammenhang zu bringen: Normen sind Regeln, die das soziale Handeln und Verhalten in bestimmten Situationen betreffen, ein Konsens beruht auf Zustimmung. Die beiden Konzepte „kollektive Identität“ und „Generalisierter Anderer“ entsprechen daher einander nicht.

Da Habermas bei Mead das Fehlen einer genetischen Konzeption der Etablierung von Normen als das zentrale Problem ansieht und sich zum Ziel setzt, diese Lücke zu schließen, würde man erwarten, dass er seinerseits eine entsprechende Konzeption anbietet. Das ist aber nicht der Fall. Womit Habermas sich beschäftigt, ist die Frage, woher das Gefühl der Zusammengehörigkeit und die Solidarität in Gemeinschaften sowie die Autorität, mit der Normen ausgestattet sind, kommen. Die Soziogenese

¹³ Stiner et al. (2009); Foley und Gamble (2009); Hill et al. (2009).

von Normen als inhaltliche Regeln des Zusammenlebens selber behandelt er jedoch nicht.

Die Frage der Genese von Normen ist eng verknüpft mit der Frage der Sprachentwicklung. Habermas betrachtet Sprechhandlungen und die mit ihnen erhobenen Geltungsansprüche als die Grundlage normengeleiteten Handelns. Dieses Handeln setzt jedoch Normen bereits voraus. Aus soziogenetischer Perspektive müssen sich Sprechhandlungen und ihre grammatische Struktur demnach gleichzeitig mit der Genese von Normen ausgebildet haben. So wenig wie Habermas auf die Soziogenese von Normen eingeht, so wenig geht er auf die Soziogenese der sprachlichen Entwicklung und die soziale Situation ein, in der sich Normen und Sprechhandlungen gemeinsam gebildet haben könnten. Er verweist lediglich auf die vorsprachlichen Wurzeln der Sprechaktkomponenten, sagt jedoch nichts über den Prozess, wie sich diese Wurzeln zu Sprechaktkomponenten entwickelt haben.

8 Ein Vorschlag zu einem Ansatz der Soziogenese von Normen

Das Habermassche Konzept des kommunikativen Handelns ermöglicht es, Kooperation als ein normativ geleitetes Handeln zu beschreiben: Verständigungsorientierte Kommunikation bezieht sich auf die Identifizierung von Objekten und die Koordination der kooperationsbezogenen Arbeitsrollen, wobei sich die Kommunizierenden an den gemeinsamen Zielen orientieren und offen sind für kritische Stellungnahmen hinsichtlich vorliegender Sachverhalte und normativer Ansprüche; sie verlangt selbstbewusste Individuen im Sinne Meads, d. h. Individuen, die die soziale Bedeutung ihrer sprachlichen Äußerungen wahrnehmen, dazu Stellung nehmen und ihre Handlungen gestalten können. Unter soziogenetischer Perspektive hat die Analyse der Konzepte von Mead und Habermas allerdings einige grundlegende Probleme erbracht.

Habermas äußert Kritik an Meads Sprachkonzeption. Zum einen zeigt er, dass die aus den tierischen Gesten abgeleiteten signifikanten Symbole nicht die von Mead behauptete Bedeutungsidentität für die Interaktionsteilnehmer haben, zum anderen weist er darauf hin, dass Mead seine Kommunikationskonzeption nicht über die Verwendung signifikanter Gesten hinaus zu einer elaborierten Sprache entwickelt hat, die für Verständigungsprozesse geeignet ist. Ein weiterer Kritikpunkt betrifft die Soziogenese von Normen. Habermas betont, dass Mead nicht die Frage der Soziogenese von Normen behandelt, sondern eine normative Ordnung voraussetzt und beschreibt, wie sich heranwachsende Generationen in diese Ordnung integrieren und ein Selbstbewusstsein ausbilden.

Die Vorschläge, mit denen Habermas die Mängel des Meadschen Ansatzes beheben möchte, überzeugen allerdings nicht, wie ich bereits ausgeführt habe. Damit Interagierende zur Bedeutungsidentität eines Objekts gelangen, reicht es nicht aus, einen Irrtum zuzugeben und gewillt zu sein, künftige Enttäuschungen zu vermeiden, sondern bedarf es eines Verständigungsprozesses über die Objekt- und Situationsmerkmale und deren Verbindung mit sprachlichen Zeichen, die auf diese Merkmale hinweisen. Ein weiteres Problem besteht darin, dass die Habermassche Konzeption verständigungsorientierten Handelns ebenfalls Normen bereits voraussetzt, an denen

die Geltungsansprüche illokutionärer Akte geprüft werden können. Die Genese von Normen ist jedoch ihrerseits auf sprachliche Kommunikation angewiesen.

Schließlich hat die Analyse ergeben, dass Meads Konzeption der Bildung selbstbewusster Individuen eine argumentative Lücke aufweist: Sie verabsäumt es, den Schritt von der Perspektive eines externen Beobachters zur Perspektive des handelnden Individuums zu machen und weist zirkuläre Formulierungen auf.

Aus diesen Kritikpunkten ergibt sich die Schlussfolgerung, dass sich aus soziogenetischer Perspektive Normen, sprachliche Strukturen, die eine verständigungsorientierte Kommunikation ermöglichen, und Selbstbewusstsein nur gemeinsam innerhalb der Entwicklung kooperativer Aktivitäten ausbilden konnten. Im Folgenden möchte ich eine Konzeption einer solchen gemeinsamen Entwicklung vorstellen, bei der die Probleme vermieden werden können, die bei Mead und Habermas vorhanden sind. Zunächst befasse ich mich (a) mit der Entwicklung verständigungsorientierter Kommunikation und ihrer Leistung, kooperationsrelevante Objekte zu identifizieren und (b) die Handlungsbeiträge in kooperativen Prozessen zu koordinieren; im Anschluss daran möchte ich (c) Überlegungen vorstellen, wie der bei Mead fehlende Prozess der Bildung eines I-Me-Bewusstseins im Rahmen der Entwicklung einer verständigungsorientierten Kommunikation konzipiert werden kann.

a. Identifizierung von Objekten und die Bedeutungsidentität von Symbolen

Mead entwickelt sein Konzept der Genese signifikanter Symbole aus einer Interaktionssituation, in der die Körper der Beteiligten die Objekte sind, auf die sich ihre Gesten richten (z. B. Fellpflege, Füttern, Sexualität, Rivalitätskämpfe, Angriff, Flucht), in die aber keine externen Gegenstände einbezogen sind. In seinen weiteren Ausführungen zur Verwendung signifikanter Symbole spielen dann externe Objekte sehr wohl eine Rolle, ohne dass er jedoch angibt, wie die Kooperierenden sie in eindeutiger Weise einander anzeigen. Das Anzeigen des Objekts bezeichnet er als Denotieren, dessen Bedeutung als Konnotieren¹⁴. Er sieht beide Aspekte in der Ausführung ein und derselben signifikanten Geste vereint.

Die Möglichkeit, Gegenstände in die soziale Interaktion einzubeziehen, führt Mead auf den Gebrauch von Armen und Händen zurück. Dabei werden neue Handlungsmöglichkeiten und Objekteigenschaften erschlossen¹⁵, vielfältige Erfahrungen über Oberflächenbeschaffenheit, Größe, Härte und Schwere der Dinge gemacht. Beim Gebrauch der Hände können die Individuen ihre eigenen Aktivitäten sehen und kontrollieren. Was Mead jedoch nicht thematisiert: Sollen Gegenstände in kooperative Handlungen aufgenommen werden, so bedarf es neuer Zeichen, die den Beteiligten dazu dienen, einander die Objekte anzuzeigen. In Anlehnung an Mead

¹⁴ „Signification has, as we have seen, two references, one to the thing indicated, and the other to the response, to the instance and to the meaning or idea. It denotes and connotes. When the symbol is used for the one, it is a name. When it is used for the other, it is a concept.“ (1922, S. 162) Da die beiden Termini in der philosophischen Literatur unterschiedliche Bedeutungen haben, wäre zu überlegen, alternative Begriffe zu verwenden.

¹⁵ Mead hat sich in zahlreichen Stellen seiner Texte mit der Manipulation von Gegenständen und ihrer Relevanz für den Gewinn neuer Erfahrungen beschäftigt. Mead (1932, S. 119–139, 1934, S. 362–363, 1938, S. 22–25, 130–143).

bezeichne ich diese Zeichen als denotierende Zeichen. Im natürlichen Verhaltensrepertoire sind Zeichen, die auf externe Objekte verweisen, jedoch nicht vorhanden, da Tiere nicht kooperieren, wie Tomasello ausführt.

In der Auseinandersetzung mit dem philosophischen Universalienproblem beschäftigt sich Mead mit der Frage, wie wir Merkmale herausfinden können, die mehreren Objekten gemeinsam sind (1934, S. 82–89 und 1938, S. 371). Diese Überlegungen möchte ich verwenden, um einen Vorschlag zum Prozess der Ausbildung von denotierenden Zeichen zu machen.

Mead knüpft an die Erfahrung an, dass wir auf Objekte, obwohl sie sich in verschiedenen Merkmalen voneinander unterscheiden, doch in gleicher Weise reagieren, dass sie also die gleiche Bedeutung für uns haben: ein Hammer z.B. ist ein Ding, mit dem wir bestimmte Tätigkeiten ausführen, er kann aber unterschiedliche Formen, Größen und Farben haben¹⁶. Wenn wir auf ein bestimmtes Objekt mit einer bestimmten Tätigkeit reagieren, so reagieren wir demnach auf ein Exemplar einer bestimmten Gattung von Gegenständen, auf ein allgemeines Objekt (universal object), wie Mead in Anlehnung an die philosophische Literatur sagt. Es sind bestimmte Eigenschaften, die unser Verhalten auslösen, Eigenschaften, die den Objekten gemeinsam sind, während sie sich in anderen Eigenschaften voneinander unterscheiden, die für *diese* Tätigkeit nicht relevant sind. Die Gattung, zu der ein Objekt gehört, wird demnach über die Bedeutung bestimmt, die es für das Handeln hat.

Mead zufolge können die allgemeinen Eigenschaften eines Objekts über unseren Gebrauch des Objekts identifiziert werden. Dies sei dann möglich, wenn beim Handeln Probleme auftauchen, die den Handlungsablauf hemmen, und der Akteur über signifikante Symbole verfügt, mit denen er sich seine Verhaltensimpulse anzeigen kann. Handlungsprobleme regen Suchprozesse an, um neue Handlungsmöglichkeiten zu finden. Hemmungen führt Mead darauf zurück, dass im physischen Handlungsfeld Merkmale vorhanden sind, die beim Individuum einander widersprechende, miteinander konfligierende Tendenzen auslösen¹⁷. Sie veranlassen das Individuum, die Aufmerksamkeit auf den Objektbereich zu erhöhen, bisher nicht beachtete Umweltmerkmale zu finden und diverse Handlungen auszuprobieren. Mead beschreibt diese Rekonstruktion nicht als einen kooperativen Prozess, sondern als die Aktivität eines einzelnen Individuums, das mit einem Selbstbewusstsein ausgestattet ist und mit sich selbst darüber kommunizieren kann, was es beobachtet und welche Handlungsversuche es unternimmt.

Selbstbewusstsein entwickelt sich Mead zufolge in einem sozialen Prozess gemeinsam mit anderen Individuen. Dabei ergibt sich allerdings die Schwierigkeit, dass, wie bereits ausgeführt, in Meads Konzeption die Genese denotierenden Zeichen fehlt, mit denen die Interagierenden einander auf Objekteigenschaften hinweisen können. Externalisiert man den von Mead beschriebenen *inneren* Dialog, den ein selbstbewusstes Individuum beim Problemlösen mit sich selbst führt, in einen *sozialen* Dialog zwischen kooperierenden Individuen, so erhält man einen konzept-

¹⁶ Für die besonderen Objekte verwendet Mead mehrere Termini: Er spricht von particular objects (1934, S. 82), objects of experience (1938, S. 357) und perceptual objects (1938, S. 360).

¹⁷ Vgl. Mead (1938, S. 35, 57, 61, 70–71, 79, 418, 621).

tionellen Zugang zur intersubjektiven Analyse von Objekteigenschaften und deren Verbindung mit der Bedeutung der Objekte. Bei einem solchen sozialen Dialog geht es darum, dass die Beteiligten unterschiedliche Objekteigenschaften für handlungsrelevant ansehen und verschiedene Handlungstendenzen gegenüber dem Objekt einnehmen. Zu einer Kooperation kann es nur kommen, wenn das Handlungsobjekt übereinstimmend identifiziert wird. Das Motiv der Beteiligten, das Problem zu lösen, liegt im gemeinsamen Interesse an der Realisierung der sozialen Handlung, sodass, soziogenetisch gesehen, die Bildung eindeutig denotierender Symbole im Entstehungskontext kooperativen Handelns stattfindet.

Für die Ausprägung denotierender Zeichen bietet Michael Tomasello eine Erklärung an. Er hat sich in den von ihm geleiteten Untersuchungen mit den Gemeinsamkeiten und Unterschieden in den kommunikativen Fähigkeiten von Menschenaffen und Menschenkindern befasst. Er kommt zu dem Ergebnis, dass die menschliche kooperative Kommunikation ontogenetisch zuerst in Form von Gesten des Zeigens auftritt (Tomasello 2009; S. 22). Mit ihnen werden andere Menschen in intentionaler Absicht auf Objekte hingewiesen. Er vertritt die Auffassung, dass bereits mit dem Gebrauch von Zeigegesten „die vollständige kooperative Infrastruktur“ zur Bildung gemeinsamer Ziele vorhanden ist (vgl. 2009; S. 180–181). Aus Untersuchungen der kindlichen Entwicklung schließt er, dass sich die menschliche Sprache in folgenden Schritten entwickelt hat¹⁸: von der Zeigegeste zum Gebärdenspiel, das in bildhafter oder pantomimischer Form Gegenstände oder das Verhalten von Lebewesen darstellt, und schließlich die Lautsprache.

Der Dialog zwischen den Kooperierenden zur Festlegung der Bedeutung denotierender Zeichen kann mit dem Gebrauch von Zeigegesten beginnen; mit ihnen ist es möglich, auf Eigenschaften hinzuweisen. Die Verwendung von Zeigegesten ist an die physische Präsenz des Bezugobjekts gebunden, Zeigegesten enthalten jedoch keine Informationen über die Eigenschaften von Objekten. Sobald jedoch Gebärdenspiel, Lautmalereien und schließlich lautsprachliche Symbole zum Denotieren verwendet werden, kann über Objekteigenschaften zur Planung kooperativer Aktivitäten in Abwesenheit der Objekte kommuniziert werden. Gemäß der Konzeption Meads führt die Identifizierung von Objekteigenschaften über deren Handlungsrelevanz (Bedeutung) zu einem Allgemeinobjekt. Für das Planen einer Kooperation ist es jedoch oft erforderlich, eine Spezifizierung vorzunehmen, d.h. genauer anzugeben, welches besondere Objekt gemeint ist. Zum Zweck der Spezifizierung müssen weitere Eigenschaften angegeben werden. Eine besondere Herausforderung ist, auf einzelne Objekte *sprachlich* hinzuweisen. Tugendhat nennt Zeichen, mit denen dies geschieht, singuläre Termini (Tugendhat 1976, S. 369–370). Solche Termini können z.B. durch den Aufbau eines fixen räumlichen (oder auch raumzeitlichen) Systems, in dem Gegenstände positioniert sind, gewonnen werden.

b. Koordination der kooperationsrelevanten Handlungsbeiträge

Die „Konstruktion“ kooperativer Aktivitäten macht es erforderlich, dass die Beteiligten nicht nur Gegenstände anzeigen, sondern auch gemeinsame Ziele festlegen,

¹⁸ Zur genaueren Darstellung vgl. Tomasello (2009, S. 71–81).

einander zu Handlungen stimulieren und diese so miteinander koordinieren, dass das angestrebte Ergebnis erreicht wird. Auf der Stufe der symbolvermittelten Interaktion, in die keine externen Objekte einbezogen sind, initiieren signifikante Gesten soziale Handlungen. Die stimulierende Wirkung von Gesten auf die Interaktionspartner kann als vorsprachliche Wurzel performativer Ausdrücke in illokutionären Akten angesehen werden. Von der Gestenkonversation unterscheidet sich die Kooperation, in die externe Objekte einbezogen sind, dadurch, dass kein natürliches Verhaltensrepertoire und keine Zeichen für das Initiieren unterschiedlicher illokutionärer Beziehungen vorhanden sind, die für kooperative Aktivitäten erforderlich sind: auf etwas hinweisen, die Aufmerksamkeit lenken, vorschlagen, auffordern, befehlen. Diese performativen Ausdrücke müssen erst in der sozialen Interaktion von den Interagierenden selbst erzeugt werden.

Michel Tomasello zufolge sind Menschenaffen nicht in dem Sinne kooperativ, dass sie ein gemeinsames Ziel verfolgen und ihre Tätigkeiten miteinander koordinieren (Tomasello 2014, S. 58–59). Er vertritt die Auffassung, die Fähigkeit zur Kooperation liege daran, „dass Menschen einfach den ‚gemeinsamen Hintergrund‘ erkennen, den sie mit anderen teilen (zum Beispiel wissen wir beide, dass wir beide den Hirsch fangen wollen), und dass das ausreicht, um gemeinsame Entscheidungen im Hinblick auf gemeinsame Ziele zu treffen“ (2014, S. 63). Er verweist auf Untersuchungsergebnisse, die zeigen, dass bereits *vorsprachliche* Kinder im Alter zwischen 14 und 18 Monaten über die Fähigkeit verfügen, mit anderen gemeinsame Ziele zu verfolgen (2014, S. 65). Demnach gehöre es im Unterschied zu Menschenaffen zur natürlichen Ausstattung des Menschen, den mit anderen gemeinsamen Hintergrund zu erkennen und gemeinsame Ziele zu verfolgen¹⁹. Allerdings beruhen seine Forschungsergebnisse auf Experimenten zu einem bestimmten Zeitpunkt und nicht auf kontinuierlichen Beobachtungen, die darüber Auskunft geben könnten, ob sich diese Fähigkeiten in sozialen Interaktionen erst allmählich ausbilden und nicht spontan auftreten. Auf die Frage, wie die Entwicklung der Verteilung von Tätigkeiten in Kooperationsprozessen zustande kommt, geht Tomasello nicht ein, es heißt kurz und bündig: „Zusätzlich zu den gemeinsamen Zielen erfordern gemeinschaftliche Tätigkeiten auch eine Arbeitsteilung und daher individuelle Rollen.“ (2014, S. 67).

Trotz dieser problematischen Argumentation von Tomasello können aus seinen Untersuchungen mit Kindern Anregungen zu Überlegungen über das Zustandekommen kooperativer Aktivitäten gewonnen werden (Tomasello 2014, S. 72–73). Diesen Untersuchungen zufolge beginnen Kinder im Alter zwischen 9 und 12 Monaten andere Kinder beim Spielen zu beobachten und Kontakt aufzunehmen, einander zu helfen, sich wechselseitig Gegenstände zu geben und entgegenzunehmen oder gemeinsam einen Turm zu bauen.

¹⁹ Zu einer kritischen Darstellung der Auffassung Tomasellos über die natürliche Ausstattung des Menschen mit kognitiven Fähigkeiten vgl. Loendorff und Mollenhauer (2016, S. 108–118). Die Autoren arbeiten heraus, dass im zeitlichen Verlauf von Tomasellos Forschungen die natürlichen kognitiven Leistungen, die er dem Menschen zugeschreibt, zugenommen haben; das habe damit zu tun, dass die Experimente immer höhere kognitiven Leistungen von Menschenaffen erbracht haben.

Aus diesen Beobachtungen kann man auf das Entstehen von Kooperation aus soziogenetischer Perspektive schließen. Mead betont die Bedeutung, die der Gebrauch der Arme und Hände für die kognitive Erschließung der materiellen Umwelt hat. Die Bedeutung ihres Gebrauchs kann man auf den sozialen Bereich erweitern. Denn Arme und Hände können sowohl von dem wahrgenommen werden, der sie gebraucht, als auch von den anderen, die ihrerseits Arme und Hände gebrauchen und dabei ähnliche Tätigkeiten ausführen. Es kann daher leicht zu Hilfestellungen kommen. Hilfeleistungen können in gemeinsame Tätigkeiten übergehen, etwa bei der Herstellung von Werkzeugen, falls sich dadurch ein Vorteil ergibt und dieser von den Beteiligten erkannt wird. Darauf aufbauend können sich pantomimische und später vokale Ausdrücke entwickeln, um andere zur Teilnahme an der gemeinsamen Tätigkeit aufzufordern. Die Zeichen, mit denen anderen Individuen Handlungen angezeigt werden, kann man in Anlehnung an Mead konnotierende Zeichen nennen. Da der Gebrauch von Armen und Händen immer wieder neue kognitive Erfahrungen ermöglicht und die Anwendung signifikanter Symbole die Konstruktion neuer Handlungsmöglichkeiten eröffnet²⁰, können Individuen, die den Vorteil des Zusammenwirkens entdeckt haben, konnotative Zeichen dazu verwenden, um sich über kooperative Aktivitäten und ihre Koordinierung zu verständigen, wobei Versuch-Irrtum Prozesse über die Realisierbarkeit von Vorschlägen entscheiden.

Denotierende und konnotierende Zeichen entsprechen der propositionalen und illokutionären Komponente von Sprechakten. Denotierende Zeichen werden in Sprechakten zur Angabe von Objekten und Sachverhalten verwendet, konnotierende Zeichen für die Angabe von Handlungen. Performative Ausdrücke dienen der Herstellung kooperativer Beziehungen.

c. Die Entwicklung einer Ich-Du-Beziehung und die Genese von Normen

Die Ausbildung denotierender und konnotierender Zeichen im Verständigungsprozess über Sachverhalte und kooperative Tätigkeiten erfolgt über illokutionäre Akte, d. h. die Fähigkeit der Beteiligten, einander ansprechen und auffordern, die Aufmerksamkeit der anderen auf einen Gegenstand und die Ausführung einer Handlung lenken zu können. Ein illokutionärer Sprechakt stellt gegenüber der symbolvermittelten Interaktion insofern eine Innovation dar, als sich ein selbstbewusster Sprecher – ein Sprecher, der zu sich „ich“ sagt – an einen Hörer als einem Du wendet, d. h. als einen ebenfalls selbstbewusst Handelnden. Aus soziogenetischer Sicht muss sich diese Fähigkeit innerhalb kooperativer Aktivitäten entwickelt haben. Wie bereits ausgeführt, bin ich nicht der Auffassung, dass es Mead gelungen ist, den Prozess der Bildung eines Selbstbewusstseins mit den beiden Komponenten I und Me überzeugend zu konzipieren.

Meads Grundgedanke für die Erklärung „innerer“ Vorgänge besteht darin, dass ein Individuum eine äußerlich wahrnehmbare soziale Interaktion internalisiert und dann diese Interaktion mit sich ausführt. Diesem Prinzip folgt er, wie bereits ausgeführt, bei der Konzipierung des Subjekt-Objekt-Bewusstseins: internalisiert wird hier die

²⁰ In den Texten, die als „Philosophy of the Act“ publiziert worden sind, hat Mead eine Theorie des kreativen Problemlösens entwickelt, auf die ich diesem Rahmen nicht weiter eingehen werde (1938).

Kommunikation mit anderen Individuen. Für den Übergang von der Subjekt-Objekt-Beziehung zur Bildung eines I-Me-Bewusstseins fehlt bei Mead der externe Vorgang, der internalisiert wird. Für die Lösung dieses Problems möchte ich einen Vorschlag machen.

Den gesuchten externen Vorgang sehe ich in der sozialen Interaktion, in der Individuen bei der Planung und Ausführung kooperativer Aktivitäten Beziehungen herstellen, die der Koordination dienen: sich gegenseitig zu Handlungsbeiträgen auffordern, einander Tätigkeiten zeigen und dazu Stellung nehmen. Diese koordinativen Akte des einen Individuums, etwa Aufforderungen, sind an den Körper des anderen gerichtet, und das adressierte Individuum antwortet mit einem Verhaltensimpuls, der sich wieder an das erste Individuum richtet. Bei der Adressierung lenkt ein Individuum seinen Blick auf den Körper des anderen und/oder zeigt auf ihn und verwendet später eine deiktische Lautäußerung („du“). Der Adressierte vollzieht die Geste bzw. die Lautäußerung mit und nimmt den Körper wahr, an den sich die Aufforderung des anderen richtet. Es ist derselbe Körper, der den anderen adressiert hat: Für das betreffende Individuum besteht somit eine Identität des adressierten und des agierenden bzw. reagierenden Körpers. Laut Mead sind kommunikative Akte initiierte, aber nicht ausgeführte Handlungen, die einander hemmen und durch diese Hemmung körperliche Erregungen und Emotionen hervorrufen²¹. Gemäß Meads Konzept der Problemlösung setzt bei einer Handlungshemmung ein Erinnerungsprozess ein, in dem die Situation analysiert wird. Durch den Erinnerungsprozess wird die Interaktion internalisiert, d. h. die Konversation bzw. das Handeln samt der Wahrnehmung des Körpers und seiner Empfindungen wird in der Vorstellung nachvollzogen. Das Besondere dieser Internalisierung besteht darin, dass für den Erinnernden der erinnerte Körper, der adressiert hat und adressiert wurde, identisch ist mit dem präsenten Körper, den er während des Erinnerns wahrnimmt. Die Identität der Körper ist die Grundlage dafür, dass das Individuum den Schluss ziehen kann, dass das erinnerte Auffordern *sein* Handeln ist und dass die anderen *ihn* aufgefordert haben, etwas Bestimmtes zu tun – oder aus der Perspektive des Erinnernden: *Ich* habe die anderen aufgefordert, etwas zu tun, und die anderen haben auf *mich* geantwortet: zustimmend, ablehnend oder mit einer alternativen Aufforderung. In der Reflexion ist das Ich die Antwort auf das Du.

Das I als handelndes Subjekt bleibt damit zwar weiterhin der direkten Erfahrung unzugänglich und tritt nur in der Reflexion als Schlussfolgerung aus der erinnerten Situation auf. Es hat jedoch in der Reflexionsphase eine kreative und produktive Rolle, insofern es die Möglichkeit des Überlegens, Stellungnehmens und Konzipierens von Handlungen bietet, auch wenn die tatsächlichen Handlungen dann nicht mit den konzipierten übereinstimmen mögen – aber auch diese Abweichung kann dann das Individuum sich zuschreiben.

Mit der Ausbildung der deiktischen Ausdrücke „ich“ und „du“ sowie den performativen Ausdrücken, die Aufmerksamkeit auf ein Objekt zu lenken und zur Ausführung von Handlungen anzuregen, sind die Bedingungen für eine verständigungsorientierte Rede gegeben. Bilden sich im Rahmen kooperativer Aktivitäten

²¹ Vgl. dazu die Emotionstheorie von John Dewey (1894 und 1895), an deren Ausarbeitung Mead mitgearbeitet hat.

standardisierte Tätigkeiten aus, so werden die ihnen zugeordnete Rollen zu Normen, wenn sie verbindlichen Charakter annehmen und ihre Nichtbefolgung sanktioniert wird. Der verbindliche Charakter entsteht Mead zufolge, wenn das Zusammenwirken gemeinsamen Bestrebungen der Beteiligten dient und die Gemeinschaftsmitglieder den Regelungen zustimmen (Mead 1925, S. 266–267). Tomasello betont, dass die Umstellung der Nahrungsbeschaffung auf Kooperation Abhängigkeit zwischen den Individuen schafft, eine feste Bindung zwischen ihnen herstellt, Bereitschaft zu teilen verlangt, die Übernahme von Teiltätigkeiten Verlässlichkeit fordert und diese zu einer gemeinsamen überlebensnotwendigen Verpflichtung macht (Tomasello 2016, S. 102–104). In diesem Sinn kann man von einer normativ gestalteten Organisationsform sprechen, sobald sich kooperative Strukturen mit bestimmten Rollen und einer verpflichtenden Teilnahme an der gemeinsamen Nahrungsbeschaffung herausgebildet haben. Wie Tomasello darstellt, ist das Zusammenleben von Menschenaffen auf die Selbstversorgung der Gruppenmitglieder und durch Konkurrenz zwischen ihnen bestimmt (Tomasello 2016, S. 39–40). Man kann sich vorstellen, dass beim Übergang zur kooperativen Nahrungsversorgung Sanktionen dazu dienen, Alleingänge und die Nutzung kooperativer Erträge zum individuellen Vorteil zu hemmen. Indem die Gemeinschaftsmitglieder sich auf Regeln der Kooperation einigen und ihnen zustimmen, etablieren sie eine soziale Ordnung, die Mead als Generalisierten Anderen bezeichnet. Der gemeinsame Wille der Gemeinschaftsmitglieder, der den Generalisierten Anderen konstituiert, verleiht ihm die Autorität, die Einhaltung der Normen zu kontrollieren. Als Sanktion bei Nicht-Einhaltung führt Mead das Meiden des Normenbrechers, Tomasello im Extremfall dessen Ausschluss aus der Gemeinschaft an (2016, S. 108–112).

9 Resümee

Laut der historisch-genetischen Theorie von Günter Dux steht am Übergang von der tierischen zur menschlichen Lebensweise nicht die Ausführung kooperativer Aktivitäten, sondern deren Entwicklung. Demgemäß gehe ich davon aus, dass der Ursprung der Ausbildung von Normen in der *Entwicklung* kooperativer Aktivitäten liegt. Die Analyse der Ansätze von Mead und Habermas hat ergeben, dass die beiden Autoren keine soziogenetische Perspektive auf das Entstehen von Normativität einnehmen. Mead setzt eine normative Ordnung als gegeben voraus, um die Bildung von Selbstbewusstsein zu erklären, wobei in dieser Konzeption eine argumentative Lücke hinsichtlich der Bildung eines I-Me-Bewusstseins vorhanden ist. Habermas beschäftigt sich nicht mit der Genese von Normen, sondern mit der Frage, wie deren Autorität zustande kommt. Meads Kommunikationskonzept ist nicht genug elaboriert, um als Medium für die Koordination kooperativer Tätigkeiten dienen zu können. Habermas sieht Sprechakte als das geeignete Verständigungsmedium für normengeleitetes Handeln an, Normen werden aber auch von ihm als bereits gegeben vorausgesetzt, und es fehlen Überlegungen, wie dieses Verständigungsmedium in sozialen Prozessen entstanden sein könnte.

Nach der kritischen Auseinandersetzung mit den beiden Autoren habe ich einen Vorschlag für eine soziogenetische Konzeption gemacht, mit der die Ausbildung

von Normen, verständigungsorientierter Rede und selbstbewusster Individuen im Rahmen der Entwicklung kooperativer Aktivitäten in einem gemeinsamen Prozess beschrieben werden kann. Im Anschluss an diesen Vorschlag stelle ich nun Überlegungen über die Abfolge von Schritten vor, in denen sich kooperative Aktivitäten und Normen im Sinne von Arbeitsrollen mit Verpflichtungscharakter ausgebildet haben könnten²².

Als eine Vorbedingung für die Entwicklung kooperativer Aktivitäten kann man die von Dux postulierte Entwicklung der menschlichen Motorik, Sensorik und des Gehirns ansehen, die auf Basis der natürlichen Evolution erfolgte und ein konstruktives kognitives Potenzial für die Auseinandersetzung mit der materiellen und sozialen Umwelt schuf. Eine weitere Vorbedingung stellt der Gebrauch von Armen und Händen bei der Manipulation und Bearbeitung von Gegenständen dar, was in Ansätzen bereits bei Menschenaffen beobachtbar ist. Diese Tätigkeiten können die Individuen, die sie ausführen, sowohl bei sich selbst als auch bei anderen beobachten und mitvollziehen. Aus solchen Hilfestellungen, die bei Menschenaffen gelegentlich vorkommen, können sich direkte einfache kooperative Aktivitäten entwickelt haben. Solche Aktivitäten wurden vielleicht bis dahin von den einzelnen Individuen allein ausgeführt, die Zusammenarbeit brachte jedoch gewisse Vorteile hinsichtlich Qualität und Produktivität mit sich. Diese direkte Kooperation kommt ohne elaborierte Sprache aus, Aufforderungs- und Zeigegesten reichen aus. Die Anforderungen ändern sich jedoch in dem Maße, wie die Kooperation auf Aktivitäten ausgeweitet wird, die hinsichtlich der Anzahl der Teilnehmer und der Teiltätigkeiten umfangreicher sind. Damit wird eine Vorbereitung kooperativer Tätigkeiten erforderlich, um sich über die Vorgehensweise zu verständigen und die Aktivitäten zu koordinieren. Die Vorbereitung macht den Gebrauch einer elaborierten Sprache erforderlich, wie sie von Habermas in seiner Theorie der verständigungsorientierten Kommunikation beschrieben wird und zu deren Entwicklung ich oben einen Vorschlag gemacht habe. Mit der Entwicklung von Kooperation entsteht wechselseitige Abhängigkeit der Beteiligten und es bildet sich das, was Mead als den Generalisierten Anderen bezeichnet, der den gemeinsamen Willen der Kooperierenden ausdrückt und die Autorität für Sanktionen gegenüber jenen schafft, die sich nicht beteiligen oder sich Kooperationserträge zum individuellen Vorteil aneignen. Mit der Verpflichtung zur Teilnahme und dem Verhängen von Sanktionen erhalten die Arbeitsrollen einen normativen Charakter.

Danksagung Ich danke den GutachterInnen für die wertvollen Anregungen zur Überarbeitung des Textes.

Literatur

- Austin, John L. 1972. *Zur Theorie der Sprechakte (How to do things with words)*. Stuttgart: Reclam.
 Bühler, Karl. 1934. *Sprachtheorie. Die Darstellungsfunktion der Sprache*. Jena: G. Fischer.
 Dewey, John. 1894. The theory of emotion. (1) Emotional attitudes. *Psychological Review* 1:533–569.

²² Für diese Überlegungen lassen sich in den Arbeiten von Tomasello zur Naturgeschichte des menschlichen Denkens (2016) und den Ursprüngen der menschlichen Kommunikation (2009) viele Hinweise finden, auf die jedoch hier nicht eingegangen werden kann.

- Dewey, John. 1895. The theory of emotion. (2) The significance of emotions. *Psychological Review* 2:13–32.
- Dummett, Michael. 1976. What is a theory of meaning? In *Truth and meaning. Essays in semantics*, Hrsg. Gareth Evans, John McDowell, 67–137. New York: Oxford University Press.
- Durkheim, Emile. 1967. *Soziologie und Philosophie*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Durkheim, Emile. 1994. *Die elementaren Formen des religiösen Lebens*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Dux, Günter. 2017. *Historisch-genetische Theorie der Kultur. Instabile Welten – Zur Prozessualen Logik im kulturellen Wandel*. Wiesbaden: Springer VS.
- Dux, Günter. 2018. *Die Logik in der Geschichte des Geistes. Der Prozess der Säkularisierung*. Springer.
- Foley, R.A., und C. Gamble. 2009. The ecology of social transitions in human evolution. *Philosophical Transactions of the Royal Society of London, Series B: Biological Sciences* 364(1442):3267–3279.
- Habermas, Jürgen. 1981a. *Theorie des kommunikativen Handelns*. Bd. 1. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Habermas, Jürgen. 1981b. *Theorie des kommunikativen Handelns*. Bd. 2. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Habermas, Jürgen. 1992. *Nachmetaphysisches Denken. Philosophische Aufsätze*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Habermas, Jürgen. 2009a. Vorlesungen zu einer sprachtheoretischen Grundlegung der Soziologie. In *Sprachtheoretische Grundlegung der Soziologie* Philosophische Texte, Bd. 1, Hrsg. Jürgen Habermas, 29–156. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Habermas, Jürgen. 2009b. Erläuterungen zum Begriff des kommunikativen Handelns. In *Sprachtheoretische Grundlegung der Soziologie* Philosophische Texte, Bd. 1, Hrsg. Jürgen Habermas, 175–196. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Hill, K., M. Barton, und A.M. Hurtado. 2009. The emergence of human uniqueness: characters underlying behavioral modernity. *Evolutionary Anthropology* 18(5):187–200.
- Loenhoff, Jens, und Rafael Mollenhauer. 2016. Zwischen Kooperation und methodologischem Individualismus. Zu den kognitionstheoretischen Hintergründen von Tomasellos Kommunikationsbegriff. In *Kooperation, Sozialität und Kultur, Michael Tomasellos Arbeiten in der soziologischen Diskussion* ZTS Zeitschrift für Theoretische Soziologie (ZTS), Hrsg. Gert Albert, Jens Greve, und Rainer Schützeichel, 102–127. Sonderband 3.
- Mead, George Herbert. 1909. Social psychology as counterpart to physiological psychology”. *Psychological Bulletin* 6:401–408.
- Mead, George Herbert. 1910. Social consciousness and the consciousness of meaning”. *Psychological Bulletin* 7:397–405.
- Mead, George Herbert. 1912. The mechanism of social consciousness. *Journal of Philosophy, Psychology and Scientific Methods* 9:401–406.
- Mead, George Herbert. 1913. The social self. *Journal of Philosophy, Psychology and Scientific Methods* 10:374–380.
- Mead, George Herbert. 1915. Natural rights and the theory of the political institution. *Journal of Philosophy, Psychology and Scientific Methods* 12:141–155.
- Mead, George Herbert. 1922. A behavioristic account of the significant symbol. *Journal of Philosophy* 19:157–163.
- Mead, George Herbert. 1925. The genesis of the self and social control. *International Journal of Ethics* 35:251–277.
- Mead, George Herbert. 1932. *The philosophy of the act*. La Salle: Open Court. Edited by Arthur E. Murphy.
- Mead, George Herbert. 1934. *Mind, self, and society. From the standpoint of a social behaviorist*. Chicago/London: University of Chicago Press.
- Mead, George Herbert. 1934a. The self and the process of reflection. In *Mind, self, and society. From the standpoint of a social behaviorist*, Hrsg. Charles Morris, 354–378. Chicago/London: University of Chicago Press.
- Mead, George Herbert. 1938. *The philosophy of the act*. Chicago: University of Chicago Press. ed. Charles W. Morris with John M. Brewster, Albert M. Dunham and David Miller.
- Nieden zu, Heinz-Jürgen. 2012. *Soziogenese der Normativität. Zur Emergenz eines neuen Modus der Sozialorganisation*. Weilerswist: Velbrück.
- Nungesser, Frithjof. 2014. Kognitionswissenschaftliche Sozial- und Kulturtheorien. Eine Bereicherung für die Kultursozio logie des 21. Jahrhunderts? Ein pugilistischer Versuch. In *Kultursozio logie im 21. Jahrhundert*, Hrsg. Joachim Fischer, Stephan Moebius, 27–37. Wiesbaden: Springer.
- Ofner, Franz. 2016. Mead und Tomasello zur Phylogenese der Sprache. Gemeinsamkeiten, Unterschiede, Ergänzungen. In *Kooperation, Sozialität und Kultur* Zeitschrift für Theoretische Soziologie (ZTS), Hrsg. Gert Albert, Jens Greve, und Rainer Schützeichel, 206–233. Sonderband 3.
- Searle, John R. 1971. *Sprechakte. Ein sprachphilosophischer Essay*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

- Stiner, J.E., R. Barkai, und A. Gopher. 2009. Cooperative hunting and meat sharing 400–200 kya at Qesem Cave, Israel. *Proceeding of the National Academy of Science of the United States of America* 106(32):13207–13212.
- Tomasello, Michael. 2009. *Die Ursprünge der menschlichen Kommunikation*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Tomasello, Michael. 2014. *Eine Naturgeschichte des menschlichen Denkens*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Tomasello, Michael. 2016. *Eine Naturgeschichte der menschlichen Moral*. Berlin: Suhrkamp.
- Tomasello, Michael. 2019. *Becoming human. A theory of ontogeny*. Cambridge, Massachusetts: Belknap Press.
- Tugendhat, Ernst. 1976. *Vorlesungen zur Einführung in die sprachanalytische Philosophie*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Tugendhat, Ernst. 1979. *Selbstbewusstsein und Selbstbestimmung. Sprachanalytische Interpretationen*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Franz Ofner war bis zu seiner Pensionierung 2012 Universitätsdozent für Wirtschaftssoziologie an der Universität Klagenfurt. Er ist Mitherausgeber und Redaktionssprecher der Österreichischen Zeitschrift für Soziologie. Seine Arbeitsschwerpunkte umfassen Sozialtheorie, Wissenschaftstheorie, Macht- und Gewalttheorie. Veröffentlichungen: Mead und Tomasello zur Phylogenese der Sprache: Gemeinsamkeiten, Unterschiede, Ergänzungen. *Zeitschrift für Theoretische Soziologie (ZTS)*, 3. Sonderband, 2016, S. 206–233. Wissenschaftstheoretische Überlegungen jenseits von Realismus, Relativismus und Konstruktivismus. In *Realismus, Relativismus und Konstruktivismus*, Hrsg. Kanzian Cristian u.a., 233–240. Berlin/Boston: de Gruyter 2017. Some Ideas towards a Non-dualism-compatible Theory of Science. *Constructivist Foundations*